

Von Baracken, Deichbau und zerschlagenen Häusern

Autor(en): **Reinhard, Marguerite**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **62 (1953)**

Heft 7

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975746>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VON BARACKEN, DEICHBAU UND ZERSCHLAGENEN HÄUSERN

VON MARGUERITE REINHARD

In Scheveningen hatten wir Kindern zugeschaut, wie sie, vertieft und sorgfältig, als handle es sich um ein Lebenswerk, eine Burg aus Sand schufen, obwohl die Wellen der steigenden Flut mit jedem Ein- und Ausatmen des Meeres die Wasser näher an das Gebilde aus Phantasie und Sand herantrugen. Bald hatte der Saum einer Welle den Burggraben erreicht, die nächste Welle füllte ihn mit Wasser, die übernächste schlug schon in den Burghof; jubelnd gaben die Kinder ihr Werk preis. Morgen würden sie wieder eine Burg bauen, grösser und herrlicher als die zerstörte.

An solche gesunde Frische des Herzens, an solchen Starkmut wurden wir in Stavenisse, dem von der Ueberschwemmungskatastrophe in besonderem Masse heimgesuchten Westzipfel der Insel Tholen, erinnert, als uns dort Frau Potappel von ihrer kürzlichen Heimkehr in ihr halb zerschlagenes, mit Schlamm und Unrat angefülltes Haus erzählte: «Erst glaubte ich, ich müsste weggehen, so schwer drückte mir der Anblick aufs Gemüt. Die Nachbarn aber sagten: du lebst noch, sei dankbar! Da krepelte ich die Aermel hoch, liess mir eine Schaufel geben, begann mit dem Wegräumen, begann mit dem Ausbessern.»

Und wie Frau Potappel mit dem Wegräumen und Ausbessern begann, so hatten vor ihr, gleich nach dem Unglück, als Frau Potappel und die andern Bewohner der überschwemmten Gebiete noch irgendwo auf dem Festland auf ihre Heimkehr warteten, schon Tausende und Tausende von Männern mit dem Schliessen und Ausbessern der Deiche begonnen, damit hinter dem neu erstandenen Wall das Wasser ausgepumpt, die Felder und Dörfer trockengelegt und ein Teil der Bevölkerung, wie das Frau Potappel tat, heimkehren konnte: in ein verwüstetes Heim zwar, aber doch heim ins eigene Haus.

Angesichts dieser Verkettung — Schliessen der Deichlöcher, Entwässerung, Heimkehr — erkannten wir den grossen Wert der Hilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes und der Glückskette mit Baracken für die Unterkunft von 1250 Deicharbeitern.

Denn das Schliessen der Deiche und ihre Verstärkung noch vor dem Eintreffen der Winterstürme ist für die heimgesuchten Inseln und Halbinseln der Provinz Zeeland von schicksalshafter Wichtigkeit; davon hängt Sein oder Nichtsein einer ganzen Provinz ab, ja, hier bei den Deichen verspürt man eine Welt, die an die letzten Dinge streift.

Die Sturmfluten des 31. Januars und 1. Februars haben über achtzig Deiche durchstossen. Ueberall

in Zeeland ist der Wall der Küstendeiche unterbrochen; siebenhundert Meilen Deiche müssen geflickt, teilweise gänzlich neu aufgebaut werden.

Siebenhundert Meilen noch vor dem Spätherbst! Tausende von Deicharbeitern, Spezialisten, Ingenieuren arbeiten täglich zwölf bis vierzehn Stunden. Alle Kräfte sind in Bewegung gebracht. An den Küsten, wo sich Maas und Schelde zur Weite der Meere öffnen, ragen Krane, Bagger, Sandsauger und Riesenpumpen in den weitgespannten Himmel. Dampfbarkassen, Motorschiffe, Barken, Lastkähne, flinke Schlepperchen führen das Baumaterial zum Arbeitsplatz; denn Zeeland vermag nur Sand zu liefern.

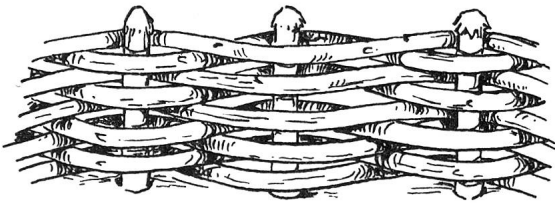
Wir sind anlässlich des Kontrollbesuchs der Schweizer Baracken, die in der Nähe der Arbeitsplätze liegen, auf manch einen Deich gestiegen und haben uns von Fachleuten den Bau erklären lassen. Und da diese Arbeiten uns Binnenländern in der Regel nur wenig bekannt sind, möchten wir ein wenig dabei verweilen. Die Fertigkeit des Deichbaus hat sich in den Niederlanden von den Urahnen auf die heutige Generation vererbt, und, ständig verbessert, wird sie auf die Urenkel übergehen. Sie ist ein Teil der Niederlande. Sie gehört zum uralten Kampf mit dem Meere. Sie zählt zur selbstverständlichen Kraft und zum Lebensstolz der Niederländer. Denn das Kräftemessen mit der Nordsee dauert seit Jahrhunderten. Die ganze Zuidersee ist nichts anderes als das Grab eines mächtigen von den Fluten verschlungenen Stückes niederländischer Erde. Die gleichen Sturmfluten des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts haben auch das Inselgewirr der Provinz Zeeland geformt. Schouwen sah in einer tragischen Nacht des Jahres 1530 zwanzig seiner Dörfer im Abgrund des Meeres verschwinden. Allein in historischer Zeit sind durch Sturmfluten und Dammbüche fast 6000 km² niederländischen Bodens im Meerwasser versunken. Menschliche Erfindungskraft hat dem Meere seither wieder rund 4600 km² abgerungen. Davon hat sich am 1. Februar 1953 die Sturmflut neuerdings weite Gebiete erobert.

Der Kampf, das vom Meer entrissene Land zurückzugewinnen, die Deiche wieder zu schliessen, hat von neuem begonnen.

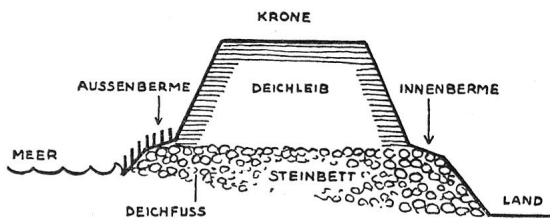
Um diese Arbeit zu verstehen, ist es unerlässlich, die Art des Deichbaus zu kennen. Jeder Deich wird möglichst dort angelegt, wo die Flut schon eine Sandbank angeschwemmt hat. Hier wird bei Ebbe an beiden Flanken der Sandbank in einer Entfernung von 40 bis 50 Metern je eine «Hecke»

aus Pflöcken und Weidengeflecht gebaut, die das Wegspülen der dazwischen gelegten Steine verhindern soll; denn auf einer Breite von 40 bis 50 Metern wird als Deichfuss aus einer Matte aus Weidengeflecht ein starkes Steinbett gelegt, in

PFLÖCKE MIT WEIDENGEFLECHT



dessen Fugen das Meer während der Flut und solange das Steinbett noch ungedeckt ist, Sand ablegt. Die Steine werden von weither, meistens aus Belgien oder Deutschland, in Schleppkähnen herangebracht. Zum Deichfuss gehören ferner die Aussenberme gegen das Meer und die Innenberme gegen das Land. Das sind leicht schräge Schwellen, die meerwärts wiederum mit Pflöcken und Weidengeflecht verstärkt werden und deren Fläche im Bienenwabenmuster mit sechskantigen Basaltsteinen gepflastert ist. Nun beginnt der Aufbau des sogenannten Deichleibes in regelmässigen Schichten von abwechselungsweise Sand, Lehm und festem Humus, die sich nach einer besonderen Technik miteinander verbinden. Auch diese Schichten wer-



den in bestimmten Abständen mit Pflöcken und Reisiggeflecht festgehalten. Auf der Meerseite wird diese Festhaltung bis zur Höhe der Flutlinie in besonderer Masse verstärkt und erhält darüber noch eine Lehm-Sand-Humusschicht und einen starken Mantel von Basaltblöcken. Oberhalb der Flutlinie und auf der Innenseite werden die Deichböschungen mit einer Humusschicht bekleidet, auf der bald Gras oder allerlei Buschwerk Wurzeln fasst. Der Deich wurde bis dahin einen Meter höher, heute wird er mehrere Meter höher als der höchste Flut-Hochwasserstand gebaut. Die Krone des Deiches ist in der Regel vier bis fünf Meter breit und wird oft als Fahrdamm benützt.

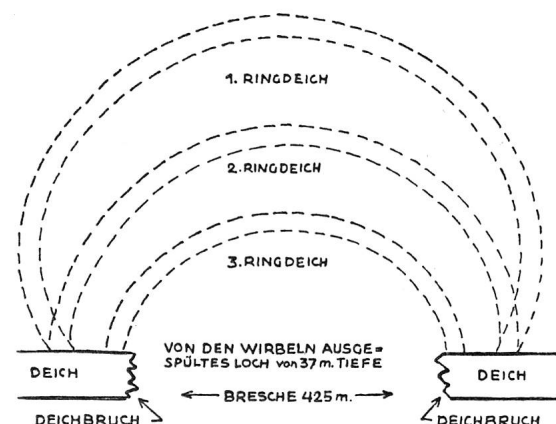
Der Deichbau bedeutet eine Wissenschaft für sich und wird nur von Spezialisten geleitet.

Das Abweichen von diesen altbewährten Grundsätzen in den letzten Jahrzehnten, das Ausfüllen von Deichsprüngen mit Beton, hat sich bei der Sturmflut vom 1. Februar als verhängnisvoll erwiesen. Der Beton bildet im Deich einen Fremdkörper, eine schwache Stelle, und viele der Deiche

sind an solchen schwachen Stellen, wo sich der Beton nicht mit dem übrigen Material verbunden hatte, geborsten. Beim heutigen Deichbau ist deshalb Beton streng verpönt.

Einen neuen Deich bauen ist viel leichter als Deichbreschen in solchem Ausmasse, wie sie durch die letzte Katastrophe entstanden sind, ausfüllen.

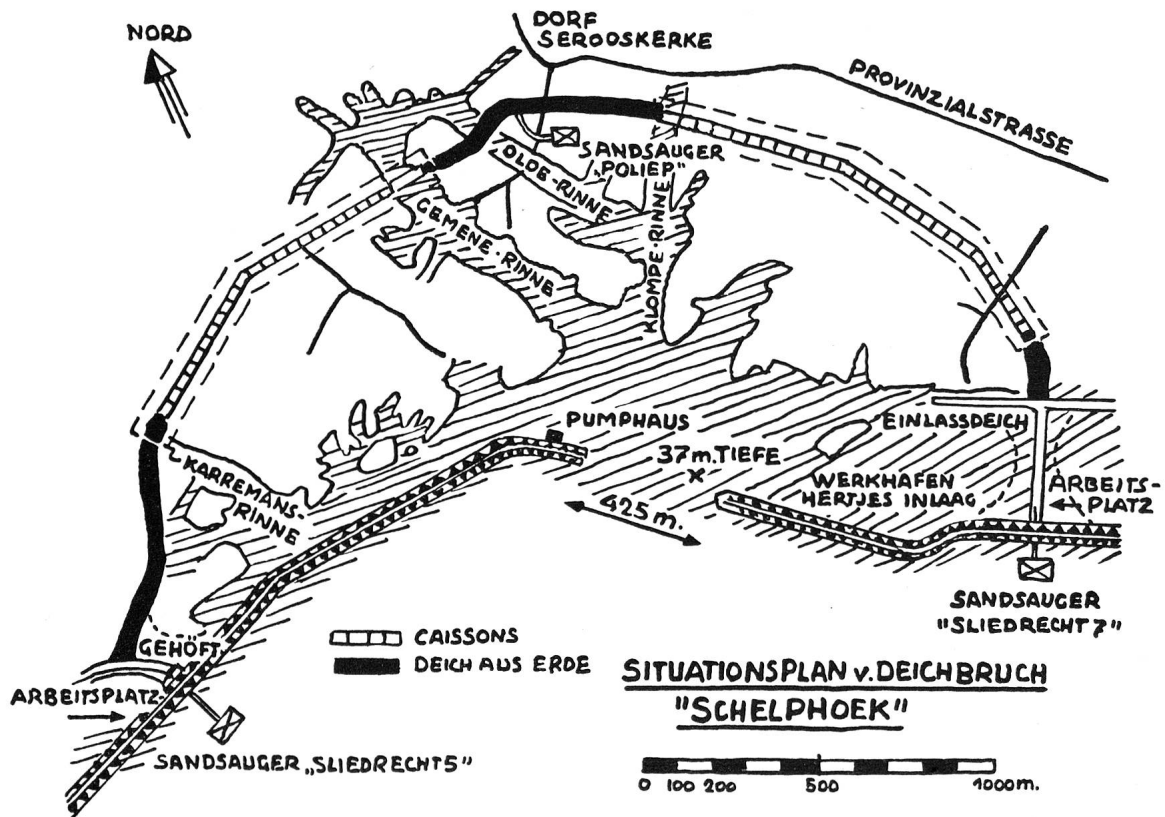
Nehmen wir als Beispiel den grossen Deichbruch von Schelphoek auf der Insel Schouwen-Duiveland, der, mit einer Oeffnung von 425 Metern, die Ueberschwemmung fast eines Drittels der Insel verursacht hat. Ein unglückseliger Zufall hat diesen Durchbruch bewirkt. Schelphoek war ein kleiner Hafen, in dem in jener Schicksalsnacht ein Schiff verankert lag. Die Sturmflut schleuderte das Schiff neun Meter hoch wie ein Zündholz über den Deich hinunter auf ein Haus. Das Schiff riss dabei eine zwei Meter tiefe Bresche in den Deich, die die tobenden Wasser rasch erweiterten, so dass der Deich innert kürzester Zeit barst. Heute: vor und hinter den noch verbleibenden langen Armen des Deiches ein einziges ausgedehntes Meer, das in rasender Strömung durch die Pforte von 425 Metern ein- und ausfliesst. Die Strömung an diesem Engpass ist so reissend, dass dort die Wirbel eine Rinne von 37 Metern Tiefe ausgehöhlt haben. Wie soll unter solchen Umständen der Deich geschlossen werden können? Auch das wird dem durch jahrhundertalte Erfahrung gestützten Erfindergeist der niederländischen Deichbauer nach vielleicht noch Wochen dauernden Mühen möglich sein. In der Regel werden bei grossen Deichbrüchen die eingedrungenen und mit jeder Flut neu einströmenden Wasser durch verschiedene immer enger um den Deichbruch gespannte Ringdeiche ins Meer zurückgedrängt. Im hintersten Teil des überfluteten Beckens flaut die Strömung ab, und der mitgerissene Sand wird dort vom müden Wasser abgelagert. Ein Ringdeich kann unter Ausnützung des abgelagerten Sandes gebaut werden, der nun seinerseits den hintersten Teil des kleiner gewordenen Beckens bildet, an dem sich wiederum die mitgeführten Sand-



mengen ablagern. Dort wird, in engerem Bogen um die Deichöffnung, ein zweiter Ringdeich gebaut und so fort, bis der letzte Ringdeich unmittelbar

hinter dem Deichbruch das Wasser so stark abgedrängt hat, dass nur noch eine ganz leichte Strömung besteht und auch die tiefe, von den früheren Wirbeln aufgerissene Rinne im Boden nach und nach vom sinkenden Sand ausgefüllt wird. Je enger sich also die Ringdeiche um die Oeffnung spannen, desto geringer sind die Wassermassen, die ein- und ausströmen, desto geringer ist daher die Strömung, desto rascher ist eine Sandablagerung möglich. Dann ist der Moment gekommen, den Deich zu schliessen.

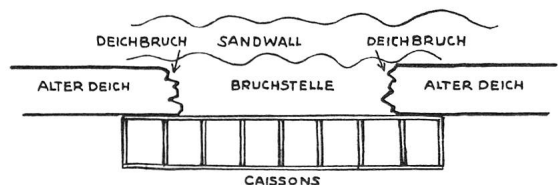
Ist das Steinbett gelegt, werden die Caissons etwas gehoben, damit die Strömung die Lücken zwischen den Steinen mit Sand auffüllt, die Steine also in Sand gebettet werden. Der sogenannten Nahtstelle auf beiden Seiten muss die grösste Sorgfalt zugewendet werden. Die Spezialisten sorgen dafür, dass die verschiedenen Bauschichten des neuen und des alten Deichstückes so ineinandergearbeitet werden, dass sie gleichsam miteinander verwachsen. Denn eine schlechte Nahtstelle bildet neue Gefahr. Ist die Bresche geschlossen, werden die Caissons



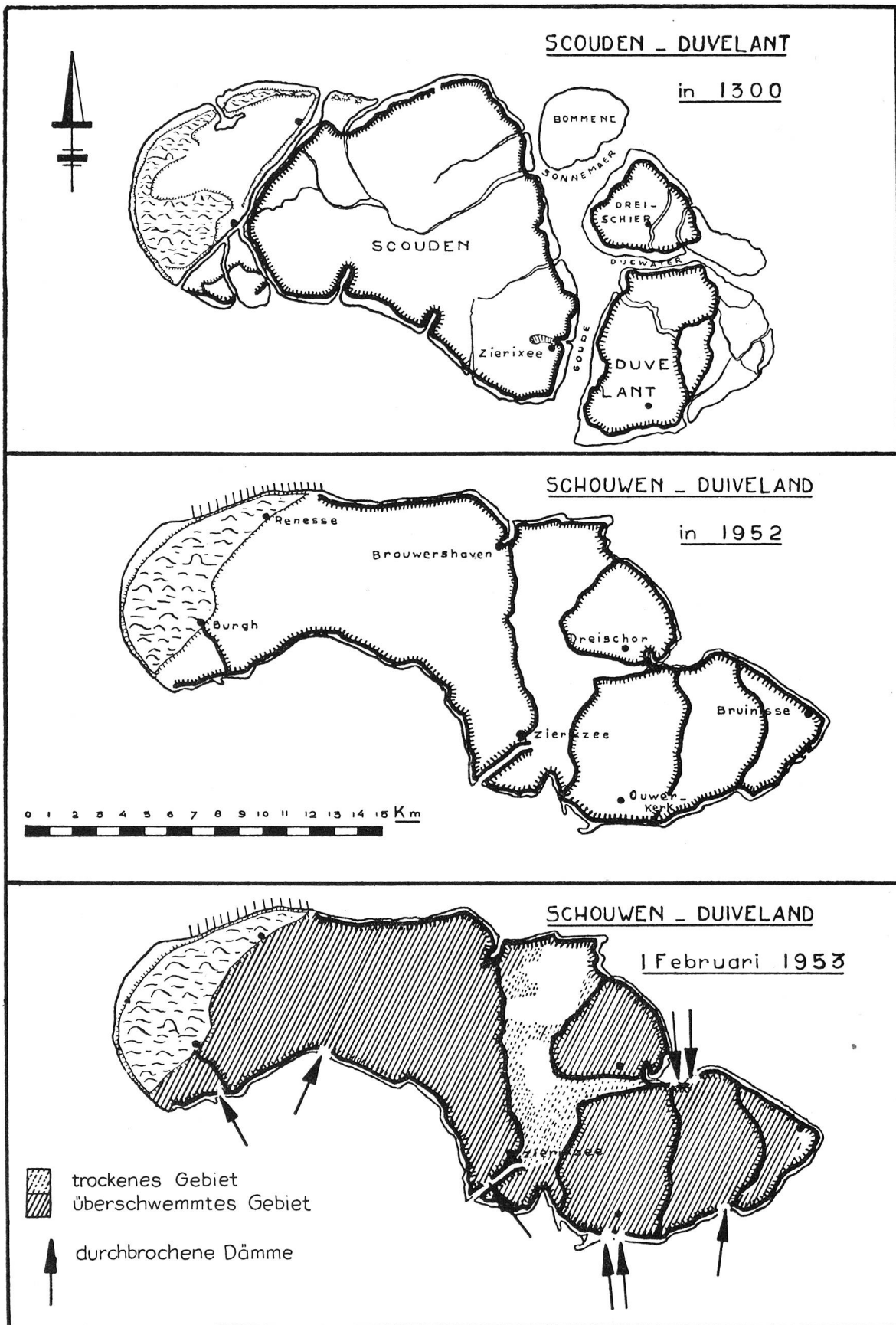
Nehmen wir an, die Deichspezialisten hätten eine Bresche von 450 Metern zu schliessen, nachdem die Versandung so weit gediehen ist, dass der Deichbau vorgenommen werden kann. Sie führen vorerst bei Flut so viele Beton-Caissons heran, dass sie bei Ebbe in einer Reihe von 500 Metern meerwärts unmittelbar vor der Bresche versenkt werden können, bis sie auf den Sand stossen und sich dort festsetzen. Dabei muss aber der obere Rand der Caissons auch bei Flut noch aus dem Wasser ragen. Diese lange Reihe der Caissons verschliesst nicht nur die Bresche, sondern verstärkt auch noch die beiden Bruchstellen links und rechts um je 25 Meter. Gegen das landwärts noch liegende Wasser schützt ein aufgeworfener Sandwall unmittelbar hinter der Bresche. Im Schutze dieser doppelten Wälle vor und hinter der Baustelle bauen die Fachleute das neue Deichstück in derselben Weise, wie wir es oben beschrieben haben. Als Steinbett bedienen sie sich dabei riesiger Eisendrahtgeflechte oder Geflechte aus Weidenreisig, sogenannter Matratzen, die sie mit Steinen anfüllen und versenken.

gehoben und bei Flut wieder weggeführt. Irgendwo im Meer verankert, warten sie auf neuen Einsatz. Dem Vorüberfahrenden erscheinen sie aus der Ferne wie eine phantastische schwimmende Stadt.

Beim Deichbruch von Schelphoek ist man allerdings noch nicht so weit. Die Insel Schouwen-Duiveland stand am Tag unseres Besuchs, am 16. August, noch zu 50 % unter Wasser. Eine Woche zuvor, am 9. August, war wiederum ein Deich geborsten. Wir

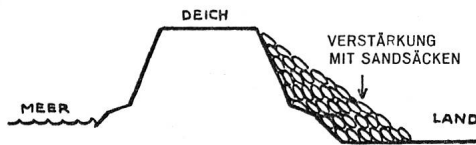


fahren auf einem Schlepperchen durch die Bresche in das grosse Becken zwischen dem noch nicht beendeten Ringdeich und dem geborstenen Hauptdeich. Die Strömung ist hier wie ein Wildstrom, und unser Boot scheint teuflischen Wirbeln preis-



Mit Staunen haben die Niederländer festgestellt, dass auf der Insel Schouwen-Duiveland, die 1300 noch aus mehreren Inseln bestand und erst nach und nach «zusammengewachsen» ist, die alten Inselteile von der Sturmflut am 1. Februar dieses Jahres überschwemmt, das Neuland, das die alten Inseln verbindet, aber trocken geblieben ist.

gegeben. Ueber uns breitet sich der unermessliche Bogen des Himmels. Darunter, so weit das Auge reicht, eine Wasserwüste, die unruhige, gebrochene Oberfläche des Meeres. Und, noch weiter unten, dem Blicke verborgen, ertrunkene Häuser, ertrunkene Dörfer, ertrunkene Felder. Wir spähen in das graue, schlammige Wasser: undurchdringlich! Ein scharfer Wind weht, und Möven lassen sich schreiend von ihm tragen. Wir begegnen Schlepfern, die lange Reihen Kähne voll Lehm oder belgischen Basalt durch die Wellen ziehen. Arbeiter erzählen uns, der Ringdeich müsse bis Ende August fertig sein. Es sei höchste Zeit; denn der Hauptdeich werde auf der Innenseite durch den harten Wellenschlag der eingedrungenen Wasser, die täglich von der Flut mächtig gehoben werden, unterhöhlt, überall angenagt, gefährdet.



Mit Sandsäcken versuchen die Ingenieure des «Waterstaat» die schwächeren Innenseiten der Deiche zu verstärken. Uns wurde erzählt, dass während der Sturmfluten vom 1. Februar jeder, der arbeiten konnte, in fieberhafter Arbeit mitgeholfen hat, den Deich von Maasluis in der Nähe von Rotterdam gemäss obiger Skizze auf der Innenseite mit Tausenden und Tausenden von Sandsäcken zu verstärken, nachdem ein Ingenieur festgestellt hatte, dass mehrere Risse auch diesen wichtigen Deich gefährdeten. Tag und Nacht arbeiteten die Freiwilligen. Denn wäre der Deich von Maasluis gebrochen, so würden die Fluten die Niederlande bis Amsterdam überschwemmt haben.

In der Nähe der Bresche liegt ein Arbeitslager. Wir werden in der hübschen Kantine mit der selbstverständlichen Gastfreundschaft der Holländer bewirtet und durch das Lager geführt. Es nimmt 225 Männer und Jugendliche auf. Dort vernehmen wir auch, dass jeder Arbeiter in der Regel wöchentlich hundert Stunden arbeitet, dass der gelernte Arbeiter 1,25 Gulden, der ungelernete, meistens Arbeitslose, 95 Cent in der Stunde verdient, Kost und Unterkunft im Lager unentgeltlich.

Für die Insel Schouwen-Duiveland hat das Schweizerische Rote Kreuz Barackenlager an fünf Orten vorgesehen. Drei davon stehen schon und befinden sich in Gebrauch: Zierikzee mit acht Baracken für 250 Mann, Brouwershaven mit sechs Baracken für 150 Mann, Noorsgouwe mit ebenfalls sechs Baracken für 150 Mann. Die Gebiete von Elkerzee und Ouwerkerk sind hinter dem noch nicht geschlossenen Ringdeich immer noch überschwemmt. Die dafür vorgesehenen neun Baracken sind in der Schweiz eingelagert und werden nach Holland abgehen, sobald der vorgesehene Standort trockengelegt werden konnte.

In Hansweert auf Zuid Beveland befinden sich die beiden schweizerischen Lager zu je fünf Schlaf-

baracken, je einer Kantine, je einer Küche und je einer Verwalterbaracke, also total sechzehn Baracken für die Unterkunft von zusammen 500 Mann, in vollem Betrieb. Am 15. August ist das schöne Lager I, das Prinz Bernhard Camp, in Anwesenheit von zahlreichen holländischen und schweizerischen Behördevertretern und Delegationen schweizerischer Hilfswerke von Prinz Bernhard der Niederlande seiner Bestimmung übergeben worden.

Das Gebiet von Hansweert und Kruijningen ist, neben der Insel Schouwen-Duiveland, in ganz besonderem Masse heimgesucht worden. Es war schwierig, die drei Deichbrüche der wilden Strömung wegen instandzustellen, so dass erst einige Breschen vor kurzem geschlossen und das Wasser mit Riesensumpen aus den überschwemmten Dörfern, Aeckern und Wiesen herausgepumpt werden konnte. Das Schliessen weiterer Breschen wird erst in einem Monat möglich sein. Wir fanden deshalb in den melancholischen Gassen und verödeten Häusern von Kruijningen nur wenige Bewohner vor. Sie gaben uns ruhig und freundlich Bescheid. Die andern würden auch bald heimkehren können, sagten sie uns. Das Radio habe tags zuvor jene angerufen, deren Häuser einigermassen bewohnbar seien. Welch eine Heimkehr! Der Schlamm reicht bis in die Häuser und füllt die Räume aus. Rings um das Dorf erstreckt sich totes, ödes Land. Die gute Erde ist salzverbrannt, zerborsten: eine schiefergraue, rissige Kruste. Ein todkranker Birnbaum, der im Frühling noch im schönsten Blütenkleid geprangt, trägt einige arme verhutzelte Birnen. Denn die Bäume sterben langsam; ihr Tod ist unausweichlich. Drüben am Saume des Dorfes sind alle Obstgärten tot. Die aus dem Wasser ragenden Baumkronen aber hätten im letzten Mai noch in solcher Pracht geblüht, dass manch einer dieses blühenden Sterbens wegen erschüttert war. Die Steine des Friedhofs sind teilweise umgeworfen, die Grabhügel mit hoher Schlammsschicht überdeckt. Halbwüchsige Eichen wehren sich gegen das Vergehen, sie breiten trotzig die noch belaubten Arme über das grosse Schweigen, das über diesem Friedhof liegt. Doch sind die Blätter vom Tode gezeichnet. Nächstes Jahr werden Stamm und Aeste genau so dürr dastehen wie alle anderen Bäume. Denn die Erde ist vom Salze vergiftet. In den Gräben am Wegrand ist das Wasser eine von grünen Algen bedeckte ölige Masse, der Myriaden von Mücken entfliegen. Schwalben schiessen mit aufgesperrem Schnabel durch die Lüfte, setzen sich auf eine halbzerfallene Mauer, werfen sich wieder in die hohe Schale des Himmels. Viele der bunten Häuser mit ihren blinkenden Scheiben, ihren gemalten Zäunen, ihren Blumengärtchen sind eingestürzt oder von Wasser und Schlamm verdorben. An einem Fensterkreuz hängt eine erstarrte Spinne. Am Rande des Dorfes, neben ein paar struppigen abgestorbenen Sträuchern, stehen verrostete Ackergeräte. Ueber allem liegt ein starker Geruch von Schlamm und Fäulnis.

Ja, diese vergiftete Erde! Die Pflugschar wird auch im nächsten Jahr noch nicht darüber ziehen können. Diese Erde wird trotz harter Anspannung aller Schaffenskräfte erst in einigen Jahren wieder gute Früchte tragen.

Mit der Umarbeitung der Landesteile in Kulturland befasst sich ein besonderer staatlicher Dienst, der nach den grossen kriegsbedingten Ueberschwemmungen der Jahre 1940, 1943 und 1945 gegründet und auf der Insel Walcheren grosse und wertvolle Erfahrungen gesammelt hat. Sobald ein Deich geschlossen und das dahinter liegende Wasser einigermassen ausgepumpt worden ist, beginnt die Entwässerung des ganzen Gebietes. In regelmässigen Abständen werden Gräben ausgehoben, die das Land in Rechtecke teilen. Jedes Rechteck wird mit einem Netz von Drainageröhren durchsetzt, die das aus dem Boden sickernde Wasser in die Gräben leiten. Da aber das Land unter dem Meeresspiegel liegt, muss das Wasser steigen, um abgeführt zu werden. Das Wasser der tiefer liegenden Gräben, der sogenannten Sloten, muss in höher gelegene überführt werden, und das besorgen die vielen Windmühlen. Gurgelnd heben die Schöpfwerke dieser Windmühlen das Wasser in die Höhe, wo es von neuen Schöpfwerken anderer Mühlen aufgenommen und weitergehoben wird, bis es zuletzt in einen Kanal gepumpt und an die Küste geführt wird, wo sich zur Zeit der Ebbe ungeheure Schleusen öffnen und die Kanäle abfliessen lassen, damit sie sich von rückwärts neu füllen können. Auf diese Weise wird nicht nur im überschwemmten Gebiet, sondern in der ganzen Provinz Zeeland das nachrückende Grundwasser abgeführt, denn viele Polder liegen bis zu sieben Metern unter dem Meeresspiegel. Würden die Pumpwerke nicht ununterbrochen arbeiten, kehrte das Wasser gierig zurück und eroberte Aecker, Wiesland und Fruchtgärten.

Bei der überschwemmten Erde gilt der Kampf aber nicht nur dem Wasser, sondern in ausschlaggebendem Masse der Entsalzung. Das Salz ist eine Verbindung von Natrium und Chlor. Giftig für die Pflanzen ist das Natrium. Berge von Gips — Kalziumsulfat — werden in die Erde gemischt, nachdem der unfruchtbare Sand abgetragen worden ist. Das Kalzium verbindet sich mit dem Natrium und neutralisiert es, so dass es unschädlich wird. Das freigewordene Chlor bindet sich anderweitig oder verflüchtigt sich. Die Bodenbearbeitung wird indessen viele Jahre in Anspruch nehmen. Auf Walcheren dauert sie nun schon acht Jahre, und immer noch steht dort der Ertrag hinter dem normalen Ertrag zurück.

Holland rechnet für das Reparieren und Verstärken der Deiche mit einem Jahr, für die Bearbeitung der Erde mit fünf bis sechs Jahren. Beides ist Angelegenheit des Staates. Fachleute nehmen in kurzen Abständen überall Erdanalysen vor; denn der Salzgehalt der Erde muss dauernd überprüft werden. Im ersten Jahr der Bodenbehandlung

wächst nur eine magere, mehr gelbe als grüne Gerstensaart. Im zweiten Jahre folgen Flachs, Weizen, Roggen, vielleicht gedeihen auch schon Kartoffeln. Auch der Klee wird wachsend den Boden bedecken und ihn vor allzugrosser Verkrustung bewahren. Vom dritten Jahr an kann alles gesät oder gesetzt werden, doch wird der Ernteertrag erst in zehn Jahren wieder normal sein.

332 500 Hektaren überschwemmten Kulturlandes müssen auf solche Weise entgiftet und für den Ackerbau wieder instandgestellt werden. Eine riesige Arbeit!

Doch das ist nicht alles. Zahlreiche Häuser sind zusammengefallen. Nennen wir ein Beispiel! Stavenisse zählte 1700 Einwohner, davon sind 154 ertrunken. 450 Häuser von ungefähr 700 sind gänzlich zusammengefallen, 125 so stark beschädigt, dass sie nicht mehr repariert werden können. Und so sieht es in vielen Städtchen und Dörfern der schon trockengelegten Gebiete aus. Was die Fluten noch verbergen, weiss keiner zu sagen.

Eine staatliche Schätzungskommission hat die Schäden an festem Gut — an Häusern, Scheunen und Ställen — geschätzt. Was bis zu 75 % beschädigt ist, wird aus Mitteln der Versicherungen oder des Staates repariert, was darüber, wird abgerissen. Die Wiederinstandsetzung beginnt beim Haus mit dem geringsten Schaden. So kommt es, dass wir schmucke, blitzsaubere Häuschen neben zerstörten finden. Der Bau der neuen Häuschen, ebenfalls auf Kosten der Versicherungen oder des Staates, soll in Stavenisse zum Beispiel im September beginnen. Das Norwegische Rote Kreuz hat für dieses Dorf 19 vorfabrizierte Häuschen in Aussicht gestellt.

Für die verdorbene Einrichtung stellt der Rampenfonds eine angemessene Entschädigungssumme zur Verfügung, so dass sich jede Familie jene Möbel und Küchengeräte anschaffen kann, die ihrem Geschmack und Bedürfnis entsprechen.

Die gesamte Hauswäsche wird den betroffenen Familien vom Niederländischen Roten Kreuz ersetzt. An dieser Textilien-Aktion beteiligt sich auch das Schweizerische Rote Kreuz; wir werden darüber in einem gesonderten Artikel berichten.

Vielorts wird das Ausräumen und Reinigen der Häuser von Freiwilligen besorgt. Der Internationale Zivildienst, die Heilsarmee, der holländische Frauenhilfsdienst und Jugendorganisationen helfen mit.

Wie grün erscheint uns nach dem zerstörten Oedland die von der Ueberschwemmung nur leicht und kurz betroffene Insel Walcheren und die nicht überschwemmten Gebiete von Zuid Beveland! Die Obstgärten sind schwer von Früchten, der Wind streicht in Wellen durch die Getreidefelder, glänzende schwarzweisse Kühe bevölkern die Weiden. Die Bauern besitzen schöne Häuser mit roten Dächern, ihre Frauen tragen kostbare Spitzenhauben, und um ihre Hüften bauscht sich der Rock aus schwerem Gewebe. Die Frauen von Walcheren haben zur Heiterkeit und Ruhe des Lebens zurück-

gefunden. Denn diese Ruhe fließt aus den Urtiefen des zeeländischen Charakters, und solche ruhige Echtheit des Wesens wird auch die heute noch so schwer Betroffenen wieder erfüllen, wenn einmal auf ihren Aeckern wieder die Frucht reift.

In einem Jahr werden die Deiche, die höchste Flut um einige Meter überragend, die Polder wieder wie eine Festung umgeben. Eine Festung aber,

die ständig bewacht, ständig verbessert, ständig verteidigt werden muss gegen einen mächtigen Eroberer: das Meer.

Denn — wie Andries Vierlingh in seinem Tractaet van Dijkagie sagt — «euer Feind Ozeanus ruht nicht bei Tag und nicht bei Nacht, er kommt wie ein brüllender Leu, um alles ringsherum zu vernichten».

ETWAS ÜBER DEN REISIGARBEITER

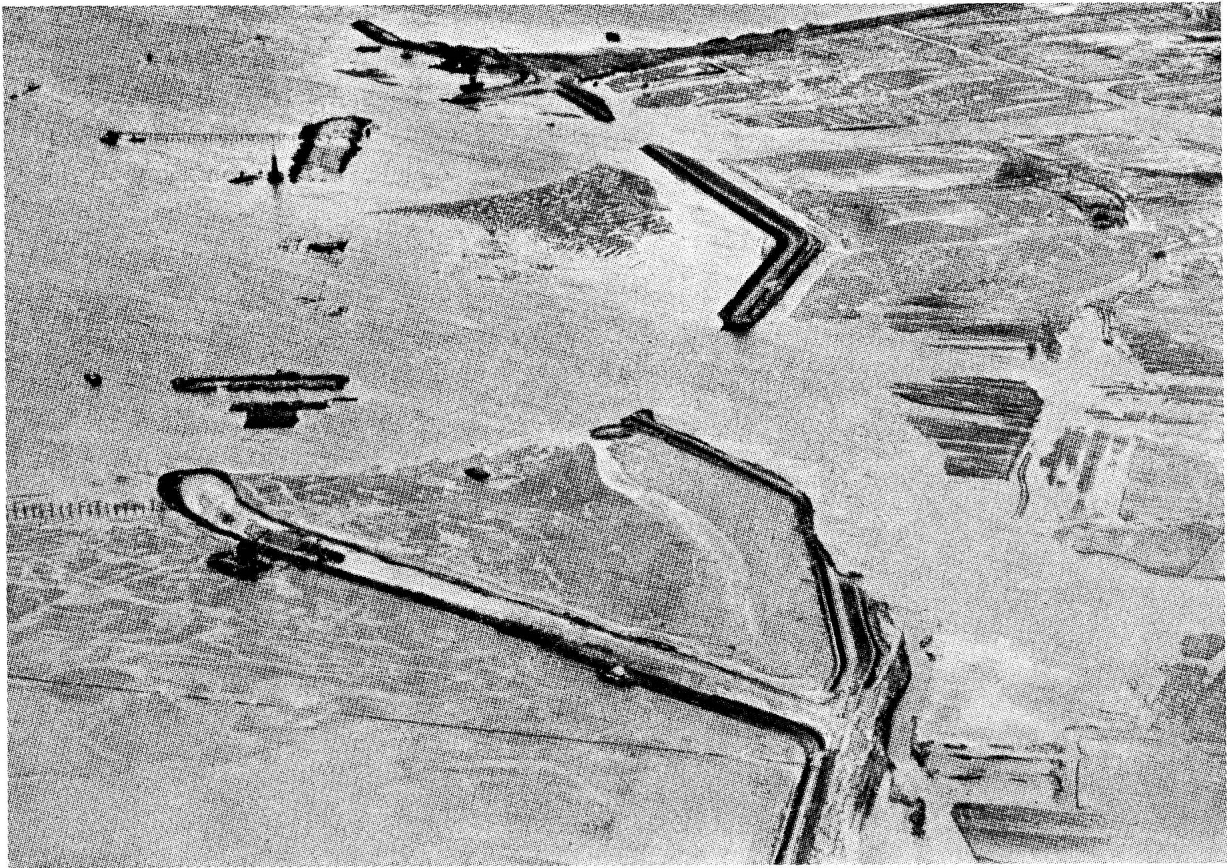
Von A. Den Doolard *

Welcher Holländer hat die erste Matte aus Reisig geflochten und sie in einer Bucht zum Sinken gebracht, indem er sie mit Lehmklumpen beschwerte? Bei niedrigem Wasser muss er dann gesehen haben, was er zu sehen wünschte: dass sich das biegsame Flechtwerk über den Boden spannte wie die Haut über das Fleisch. Dass die Strömung über diese Bodenhaut hinwegstrich und ihr nichts mehr anhaben konnte; dass man also auf dieser Grundlage Steine und Lehm anhäufen konnte, ohne dass sie, wie früher, im lockeren Boden versanken. Dass hier das dünne Fundament lag, worauf das schwerste Wasserwehr aufgebaut werden konnte. Nicht ein einzelner Mensch war es, der das kunstreiche Flechtwerk aus Reisig erfand, sondern die Not eines ganzen Volkes. An irgendeinem unbekanntem Tage irgendeines Jahres im Mittelalter wurde die erste Reisigmatte versenkt; und ein Unbekannter war es, der dieses Flechtwerk Hunderte von Jahre später «Senkstück» nannte. Ohne Senkstück keine Buhne, keine Hafentmole, kein Damm. Man kann unmöglich über Tiefen strömenden Wassers hinweg einen Deich bauen, ohne dass in der Tiefe, von Steinen beschwert, das schützende Senkstück klebt, welches, zäh und elastisch zugleich, der Kraft der reissenden Strömung trotzt...

In ganz Holland gibt es nur ein paar tausend Reisigarbeiter. Die besten davon kommen aus der Merwede, aus Sleidrecht und Werkendam; und die Werkendamer halten sich selbst für die besten der besten. Die Reisigarbeiter bilden gemeinsam einen eigenen Volksstamm. Im Winter leben sie in Hütten inmitten der Weiden Biesbos, um die entlaubten Zweige zu kappen. Darum werden sie auch verächt-

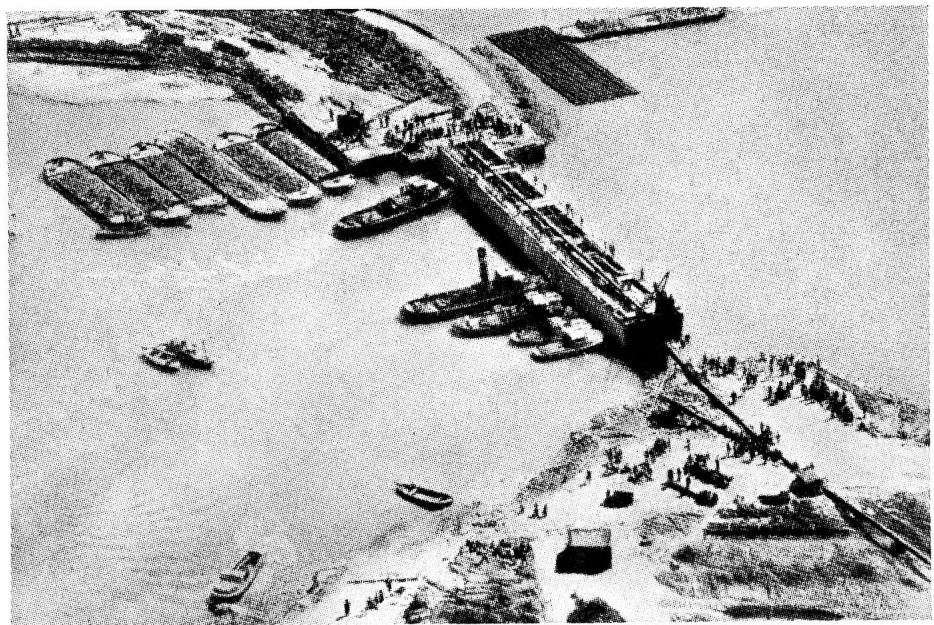
lich «Weideneulen» genannt. Im Sommer ziehen sie zur Abwechslung aus der Wildnis in die Einsamkeit. Dann leben sie wieder in Hütten oder in Wohnarchen an entlegenen Stellen der Küsten und Flüsse, überall dort, wo Deiche ausgebessert oder Ufer geschützt, neue Deiche oder Hafendämme gebaut werden müssen. So kommt es, dass sie immer mit Wind und Wasser, mit Wolken und Regen, mit Sonne und Schlamm allein sind; allein mit dem Strom der Gezeiten, der den Rhythmus ihres Lebens beherrscht. Immer leben sie unter ihresgleichen, fern von der modernen Welt mit ihrer hoffnungslosen Kompliziertheit. Zu ihrem Alltagsleben gehört all das, was zu oberst auf Gottes Liste stand, als er mit der Schöpfung begann: das Wasser, gegen das sie kämpfen; die Erde, die sie verteidigen müssen; die Wolken, von denen sie das halbe Jahr hindurch begossen werden; das Feuer, an dem sie ihre nassen Kleider trocknen; die Sonne, die ihnen auf den Nacken brennt. Im modernen Zeitalter sind alle Betriebe mechanisiert. Doch die Reisigarbeiter führen noch alles mit ihren grossen Händen aus, die jahrein, jahraus mit Reisigholz und Weidengerten, mit Trossen und Tauen, Ankern und Rudern, Senkstücken und Steinen umgehen. Dadurch haben sich ihre Hände zu breiten Werkzeugen entwickelt, die schwer an ihren Armen hängen. Ihre Schultern aber sind vom Zurren an den Trossen und vom Heben der Steine bucklige Muskelpolster geworden. Meist stecken ihre Beine in hohen Wasserstiefeln; darum gehen die Reisigarbeiter breitbeinig mit hängenden Armen und leicht gebeugtem Rücken, als drücke sie das schwere Gewicht der Schultern nach vorne. Die Reisigarbeiter sind unter den Menschen, was die Bernhardinerhunde unter den Vierfüßern sind: gutmütige Riesen...

* Aus «Besiegttes Wasser» von A. Den Doolard, zwei Abschnitte aus dem Kapitel «Die Reisigarbeiter».



Unser Bild zeigt die Deicharbeiten südlich des Dorfes Ouwerkerk auf Schouwen-Duiveland aus der Vogelschau. Bei Flut und Ebbe strömen rund 40 Millionen Kubikmeter Wasser je Gezeit durch die beiden grossen Deichbreschen ein und aus; der westliche Deichbruch hat eine Breite von 100, der östliche von 200 Metern. Das noch verbleibende Deichstück zwischen den beiden Breschen ist auf der Landseite durch die anschlagenden Wasser schwer beschädigt. Vorne links am abgebrochenen Deicharm bemerken wir eine Presspumpe. Ueberall Kähne, Schlepper und — weniger sichtbar — Bagger und Krane. Denn das Werkzeug der Deichbau-Unternehmer sind die Bagger, die vom Grund der Flüsse Lehm ausschöpfen, die schwimmenden Krane, die aus Lastkähnen voll Lehm einen Damm aufschütten, die Saugbagger, die den Sand aus den Meergatten schlürfen, die Presspumpen, die durch eine Leitung Sand hinter den Damm speien, um ihm das Rückgrat zu stärken.

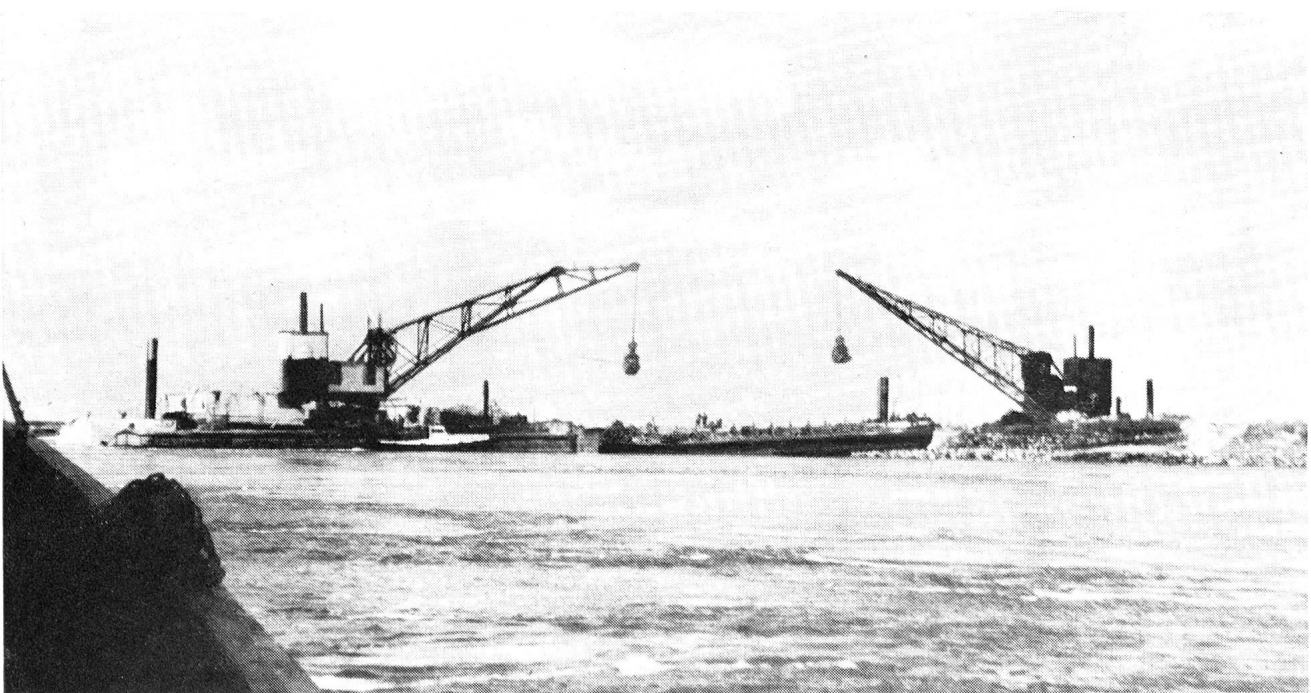
Ein kleiner Deichbruch bei Stevensluis wird repariert. Fünf zusammengekoppelte Caissons von einer Gesamtlänge von 55 Metern, einer Breite von 7,5 und einer Höhe von 6 Metern werden langsam von Schleppern an den richtigen Platz geschoben, wo sie, mit Wasser in den Hohlräumen beschwert, so weit gesenkt werden, dass sie auf dem aufgeworfenen oder angeschwemmten Sand aufsitzen. Im Hintergrund rechts liegt schon nebst einem Kahn mit Steinen ein riesiges Senkstück für das Steinbett bereit. Links bemerken wir sechs weitere mit Steinen angefüllte Schleppkähne. Beides soll sofort versenkt werden, sobald die Caissons ihren Platz gefunden haben. Wir bemerken Hunderte von Arbeitern; wir wissen sie in hohen, schlammbeschmutzten Stiefeln. Wir ahnen eine Atmosphäre von Megaphonen und klingenden Telephonen hüben und drüben, von viel Schweiss und Dampf und Motorenlärm, von Russ und Wasser und schlüpfriem Lehm.



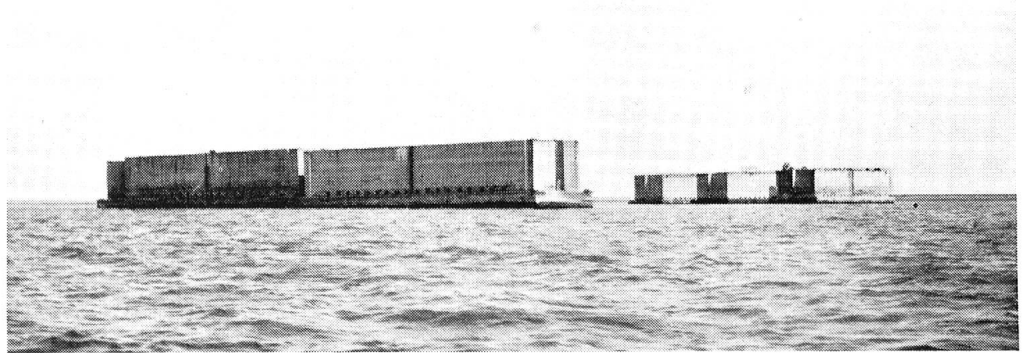
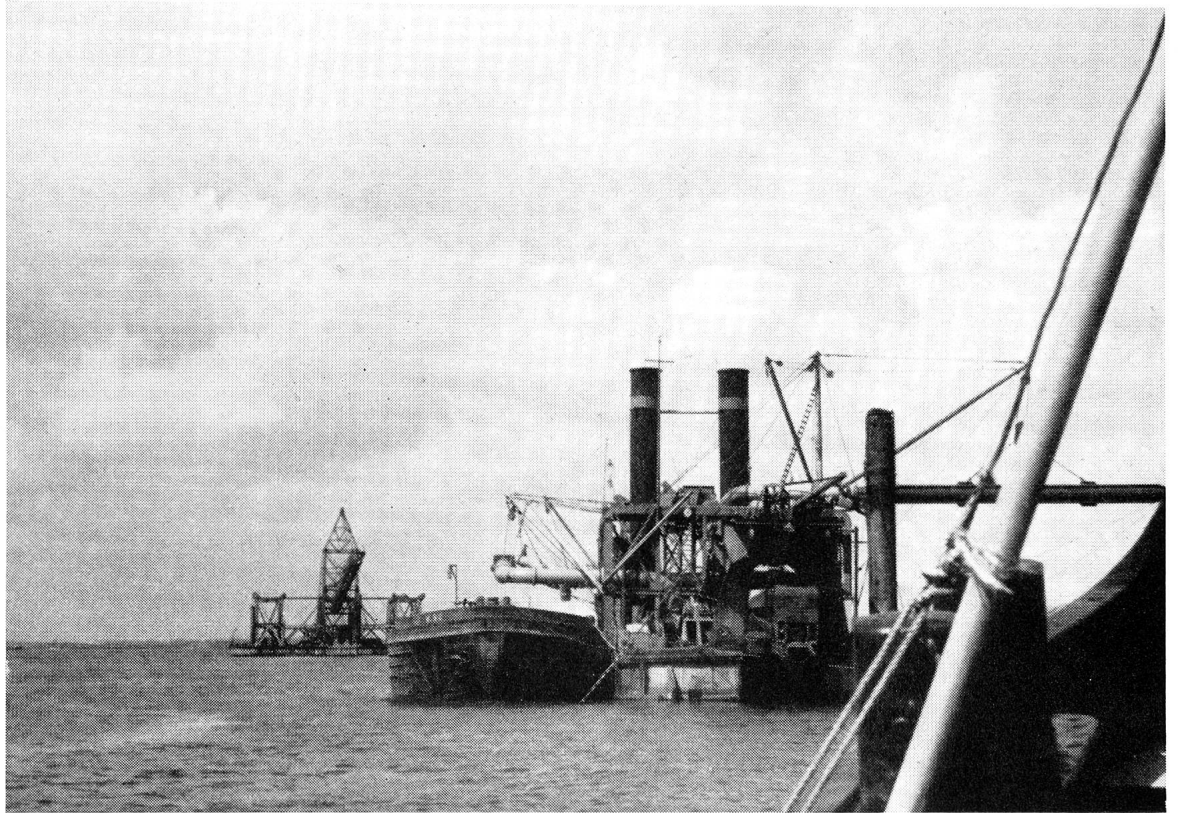


Arbeiten an einem kleineren Deichloch mit geringerer Strömung. Foto Schimmelpennigh, Scheveningen.

Deicharbeiten bei Schelphoek auf Schouwen-Duiveland. Der Deichbruch von Schelphoek ist der grösste; die Strömung ist hier sehr stark. Ueberall stehen Presspumpen, grosse schwimmende Krane, die bei jedem Schwung ihrer Arme ganze Tonnen von zähem Lehm in das aufschäumende Wasser schmeissen, Dutzende von Schlepsschiffen mit ihrer weissen Bugwelle, knirschende Bagger, schwere Lastkähne. Foto Marguerite Reinhard.



Unser Bild zeigt das Unzetüm eines Saugbaggers, ein wahres schwimmendes Panzerfort mit grossen Saugröhren, so dick wie die Druckleitungen unserer Elektrizitätswerke, eine Presspumpe, die den Sand mit Wasser durch lange Pressleitungen hinter den dunklen Lehmdeich speit. Sie besitzt eine Leistung von 1500 m³ in der Stunde. Die Pressleitung zieht sich einen bis zwei Kilometer über den Deich. Foto Marguerite Reinhard.



Die Beton-Caissons warten wie riesige schwimmende Hotelkästen oder Mietskasernen auf ihren Einsatz.

Foto Marianne Jöhr.

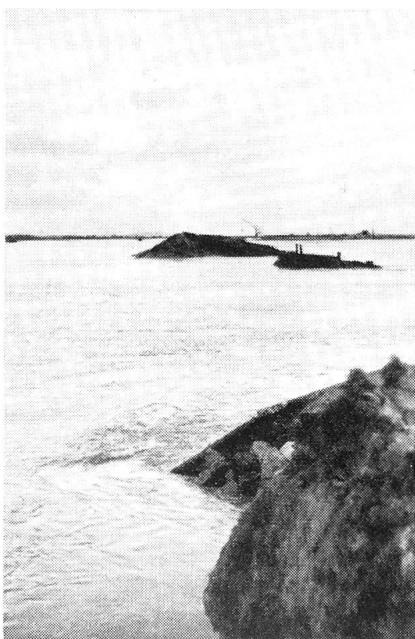
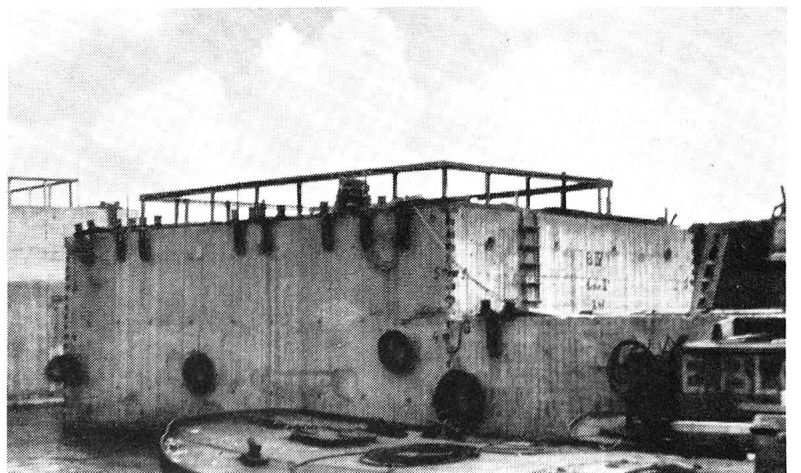
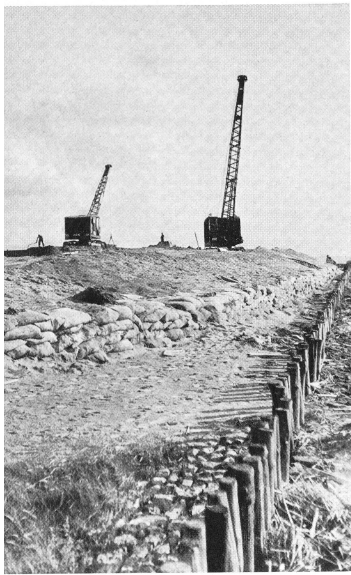


Bild links. Einer der Dambrüche in der Nähe von Kruiningen auf Zuid-Beveland. Foto Marianne Jöhr.

Ein einzelnes Caisson mit Prellringen aus der Nähe. Foto Marguerite Reinhard.





Deicharbeiten bei Stavenisse auf Tholen. Foto Marianne Jöhr.

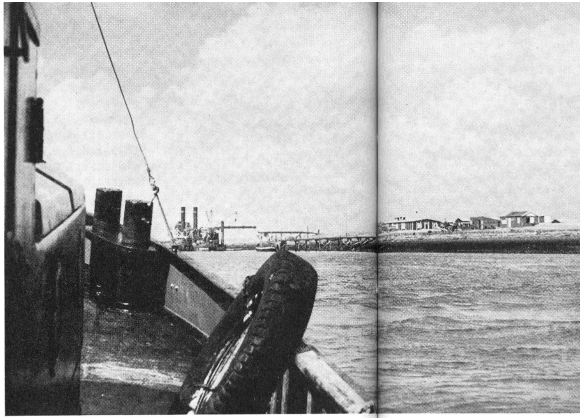


Bild oben Mitte. Das Arbeitslager von Schelphoek auf einem noch stehenden Deichstück in der Nähe des grossen Deichbruchs. In der Mitte der Landungssteg, links davon die Presspumpe. Foto Marguerite Reinhard.

Bild rechts zeigt einige der für den Deichbau sehr wichtigen Reisgarbeiter beim Bündeln von Weidenreisig.



Das Bild links zeigt den Deichfussmantel aus Basaltsteinen im Bienenwabennmuster. Foto Marguerite Reinhard.

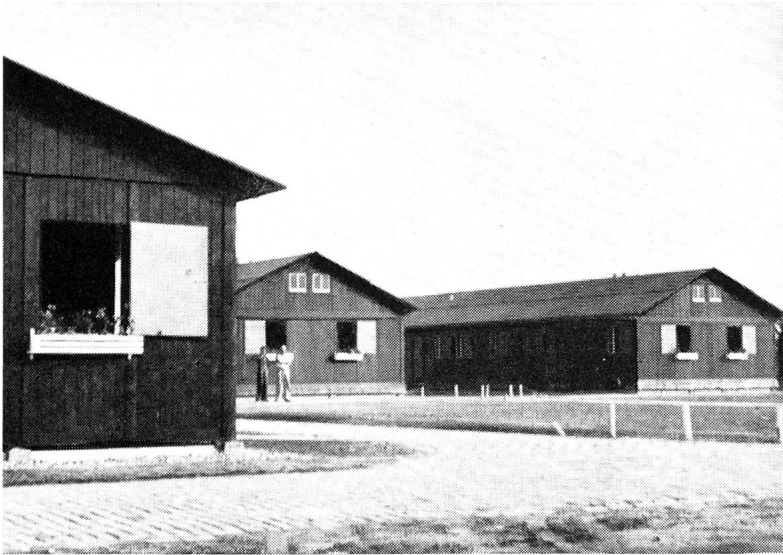
Durch die Breschen ziehen die Gezeitenströme ein und aus. Wellengang und Dünung sind oft sehr hoch. Dadurch werden die Deichreste umfressen und die Breschen vertieft. Die Rinnen werden breiter und tiefer und schneiden immer mehr ins Land hinein.



Angehörige des Internationalen Zivildienstes, die nicht nur die gemeinsam vom Schweizerischen Roten Kreuz und der Glücksseite nach Holland gesandten Baracken in freiwilliger Arbeit aufgestellt haben, sondern sich auch an den Aufräumungsarbeiten in den trocken gelegten Dörfern und an der Instandstellung der Ackergeräte beteiligten.

Foto Marguerite Reinhard.





Einige Baracken des von Prinz Bernhard der Niederlande seiner Bestimmung übergebenen schweizerischen Arbeitslagers Hansweert I, das fortan den Namen «Prinz Bernhard Camp» tragen wird. Am Eingang sämtlicher schweizerischer Arbeitslager ist eine Platte mit dem schweizerischen und dem roten Kreuz sowie mit dem Vermerk angebracht «Als help aan zijn door de watersnood opnieuwe zoo zwaar beproefte Hollandse vrienden, heeft het Zwitserse volk dit barakkenkamp gesticht.» (Als Hilfe an seine durch die Wassernot aufs neue so schwer geprüften holländischen Freunde hat das Schweizervolk dieses Barakkenlager gestiftet.) Foto Marguerite Reinhard.



So trostlos sieht es in der Umgebung von trockengelegten Dörfern aus: ein entmutigendes Chaos. Foto Marguerite Reinhard.

Zierikzee und seine unmittelbare Umgebung konnten dank einem Ringdeich anfangs Juli trockengelegt werden. Den Dämmen entlang stehen Ackergeräte und Maschinen, die von 35 jungen Leuten des Zivildienstes — sie kommen aus Australien, Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Japan, Israel, Schweiz, Trinidad und den Vereinigten Staaten — auseinandergenommen, gereinigt, geölt und unter der Aufsicht eines Fachmannes wieder zusammengesetzt werden. Viele der Zivildienstler sind Studenten, die ihre Ferien in freiwilliger und nützlicher Arbeit verbringen. Foto Marianne Jöhr.



Ein Winkel des trockengelegten Dorfes Kruiningen auf Zuid-Beveland. Eingestürzte oder beschädigte Häuser, die Erde salzverkrustet und tot.

Fotos Marguerite Reinhard.



Das ist alles, was von einem Haus in Stavenisse übriggeblieben ist: eine Ecke der Küche. Viele Häuser sind erst nachträglich zusammengefallen, da die Strömung die Fundamente an den Ecken unterhöhlte; denn durch den Zug des Wassers werden an den Ecken Wirbel gebildet. Manch ein Bauer ist deshalb zu seinem Haus gerudert und hat während der Ebbe die Wände eingeschlagen, damit das Wasser ungehindert durchfließen konnte und so die wertvolleren Fundamente gerettet wurden.



Rings um jedes trocken-gelegte Dorf erstreckt sich ödes, totes Land.